



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fl., Th.: Eine Episode aus der Geschichte des Jahres 1813.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Eine Episode aus der Geschichte des Jahres 1813.

Nachdem neuerdings einer der schmachvollsten Vorgänge, welche die deutsche Geschichte aufzuweisen hat, der Raftatter Gesandtenmord, in Veranlassung verschiedener darüber erschienenener Schriften eine vermehrte Aufmerksamkeit auf sich gezogen, wird es vielleicht nicht ohne Interesse sein, wenn wir im Folgenden den Lesern d. Bl. ein Seitenstück dazu, glücklicherweise aber von harmloserer Art, das selbst nicht ohne einen humoristischen Zug ist, aus der Geschichte des Jahres 1813 vorführen.

Die große Völkerschlacht, welche die napoleonische Universalmonarchie zertrümmerte, hatte wie erklärlich von den Staaten des Rheinbundes keinen so unmittelbar und so tief berührt wie den, auf dessen Gefilden die blutige Entscheidung ausgekämpft worden war. Das Königreich Sachsen, das beim Beginn des Feldzugs von den Verbündeten ebenso herzlich und eifrig als erfolglos umworbene, war dadurch vollständig in die Hand des Siegers gefallen, der König als Kriegsgefangener nach Berlin abgeführt, das Land unter eine provisorische Verwaltung gestellt, deren nächster Zweck war, die Hilfsmittel desselben, die nur zu lange dem Unterdrücker zur Verfügung gestanden hatten, nunmehr für die Befreiung Deutschlands nutzbar zu machen. Was weiter aus Sachsen werden würde, darüber schwebte zunächst noch Dunkel. Preussischerseits freilich zweifelte man nicht im geringsten, daß darüber als über ein in offenem und ehrlichem Kampfe erobertes Land nach Kriegsrecht zu verfügen sei und daß demnach vor allen Dingen Sachsen, weil durch seine geographische Lage hierzu besonders geeignet, zu der von Kaiser Alexander in Kalisch feierlich zugesagten Wiederherstellung der preussischen Monarchie in ihrem früheren Umfange verwendet werden müsse, eine Annahme, die um so mehr Berechtigung hatte, als bereits damals der russische Kaiser eben dieses Land seinem Verbündeten als Ersatz für den Verzicht auf die früher preussischen Theile des Herzogthums Warschau angeboten hatte.

Alein fast in demselben Augenblicke, wo Dank vorzugsweise der unvergleichlichen Hingabe des preussischen Volkes der glorreiche Sieg errungen worden war, begannen auch schon von verschiedenen Seiten feindselige Kräfte sich in Bewegung zu setzen, um Preußen die Früchte seiner ungeheuren Anstrengungen zu verkümmern oder wenn möglich ganz zu entreißen. Zu welchen widerwärtigen und gefährvollen Discussionen diese Bestrebungen nachher auf dem Wiener Congreß führten, ist hinreichend bekannt, aber bereits lange vorher, ehe die Frage über Sachsens definitives Schicksal vor das Forum der hohen Diplomatie gezogen wurde, war sie der Gegenstand einer im stillen, aber mit höchster Geschäftigkeit arbeitenden Thätigkeit geworden, welche

darauf ausging, Preußens damals zwar noch nicht formell ausgesprochene, aber doch offenkundige Absichten zu vereiteln und den Bestand des sächsischen Staates unter seiner bisherigen Dynastie zu erhalten. Besonders angelegen ließen sich dies die Männer sein, die durch ihre verkehrte und engherzige Politik im Frühjahr 1813, indem sie auf Oestreich gestützt für Sachsen eine neutrale Stellung zwischen den kämpfenden Parteien behaupten zu können meinten, die Hauptschuld daran trugen, daß König Friedrich August in die verhängnißvolle Lage gerathen war, in der er sich gegenwärtig befand. An der Spitze dieser Partei standen der ehemalige sächsische Minister Graf Senfft von Pilsach und der General von Langenau, jener seit der Prager Katastrophe vom 8. Mai ins Privatleben zurück, dieser in östreichische Dienste übergetreten. Ihnen gesellte sich der sächsische Gesandte am Stuttgarter Hofe, der Kammerherr Emil von Uechtriz, zu, der nun der eigentliche Held der folgenden Erzählung ist. Wir schöpfen dieselbe aus einem eigenhändigen Berichte dieses Diplomaten, der sich im Dresdner Staatsarchive befindet und dessen Inhalt bis auf eine kurze unvollständige und ungenaue Notiz in Dorow's „Erlebtes aus den Jahren 1813—1820“ Band 1 S. 30 noch nicht veröffentlicht ist.

Sogleich auf die erste Nachricht von der Gefangennahme des Königs hatte v. Uechtriz an den Grafen Senfft-Pilsach nach Lausanne geschrieben und ihn beschworen, so schnell wie möglich nach Deutschland zurückzukehren, um in dieser bedenklichen Krisis zu wirken; allein bereits vor Empfang dieses Briefes hatte der Graf aus eigenem Antriebe den nämlichen Entschluß gefaßt, so daß schon am 6. November beide in Frankfurt a/M. zusammentrafen, wo sich damals das Hauptquartier der verbündeten Monarchen befand und wo nun jene sächsischen Diplomaten gemeinschaftlich Rath pflogen, was sich zum Besten Sachsens, d. h. des gefangenen Königs thun lasse. Graf Senfft, der zuerst eingetroffen war, hatte bei Ankunft des Herrn von Uechtriz das Terrain schon einigermaßen recognoscirt und nicht ohne Geschick die Punkte außfindig gemacht, von denen aus ihre Operationen zu beginnen hätten; er unterrichtete seinen Genossen, daß der östreichische Hof ebenso wie die Lords Aberdeen und Cathcart sich einer sofortigen Wiedereinsetzung des Königs sehr geneigt zeigten, daß auch der König von Bayern bereits zu dem gleichen Zwecke Schritte gethan habe, daß aber der Kaiser von Rußland und der König von Preußen entgegengesetzter Meinung zu sein scheinen; man müsse also sehen, wie man diese Monarchen ebenfalls dazu disponiren könne. Den Grafen Nesselrode hatte Senfft schon gesprochen und auch von dem Kaiser Alexander die Einwilligung erlangt, ihn, wenn auch nur als Privatmann, zu empfangen; gleichzeitig hatte er mehrere Besprechungen mit Metternich, dem Uechtriz ebenfalls vorgestellt wurde. Das Resultat dieser Verhandlungen

war, daß man sich vor allen Dingen mit dem gefangenen Könige selbst in Verkehr setzen müsse; Uechtritz solle daher unverzüglich sich nach Berlin auf den Weg machen um demselben über den Stand der Dinge Bericht zu erstatten und seine Einwilligung zu den nach Senfft's Vorschlag zu ergreifenden Maßregeln zu erreichen. Diese gingen dahin, der König solle zunächst ihn, den Grafen, mit Vollmacht versehen, um in seinem Namen mit den verbündeten Mächten zu unterhandeln, auch eigenhändige Briefe an die drei Souveräne richten, um ihn bei denselben zu beglaubigen, ferner sollte er die Prinzen Friedrich und Clemens mit dem General Waidorf zum Beweis der Aufrichtigkeit seines Anschlusses an die Verbündeten in's österreichische Hauptquartier schicken, wo dieselben den Feldzug gegen Frankreich mitmachen sollten, endlich möge er einen diplomatischen Agenten nach England abfertigen um dort, was bisher noch nicht hatte geschehen können, den königlichen Titel von Sachsen anerkennen zu lassen und sich der Intervention des dortigen Hofes zu Gunsten Sachsens zu versichern. Da also erst die Briefe des Königs dem Grafen Senfft den Weg bahnen sollten, um sich dem Kaiser Alexander und dem König von Preußen mit Erfolg vorstellen zu können, „so fanden es die übrigen Mitwisser dieses Plans nicht nöthig, die Minister der beiden Herrscher von der beabsichtigten Mission in Kenntniß zu setzen“. Dem Herrn von Uechtritz dagegen stieg doch eine Ahnung davon auf, daß die Sache wenn sie im geheimen betrieben würde, für seine persönliche Sicherheit von unangenehmen Folgen werden könne, und obgleich Metternich dringend Geheimniß empfahl, so bestand er, gerade dadurch auf den Mangel an Uebereinstimmung zwischen Oesterreich und dessen Verbündeten aufmerksam geworden, umsomehr darauf, daß dem Grafen Nesselrode und dem Staatskanzler Hardenberg von seiner Reise Nachricht gegeben werde, ließ sich jedoch durch die Versicherung des österreichischen Barons Binder, Metternichs Vertrauten, beruhigen, daß er mit jenen Ministern darüber sprechen werde. Ferner verschaffte Binder ihm einen Paß des Fürsten Schwarzenberg, der in dem Rayon der verbündeten Heere respectirt werden würde und den er ja auch noch zu weiterer Sicherheit in Leipzig von dem Fürsten Repnin visiren lassen könne, gab ihm auch noch einen Brief an den österreichischen Gesandten in Berlin, den Grafen Zichy, der alle Schwierigkeiten, die man ihm etwa dort machen könnte, ebenen würde. Den Morgen vor seiner Abreise besuchte Uechtritz den General von Langenau; derselbe bezeugte, wie sich denken läßt, den lebhaftesten Antheil an der von Senfft eingeleiteten Unterhandlung und gab ihm einen österreichischen Guiden (Votenmeister) als Sauvegarde mit, der, was wegen der zahlreichen Marodeurs von Wichtigkeit war, russisch verstand.

Ob Binder sein Versprechen wirklich so ganz ehrlich gehalten, dürfte nach dem, was weiter geschah, wohl zweifelhaft sein; unzweifelhaft ist dagegen,

daß die russischen Staatsmänner von dieser östreichisch-sächsischen Intrigue auf die eine oder die andere Weise sehr bald Wind bekamen. Wir lassen nun den Herrn von Uechtriz seine weiteren Abenteuer selbst erzählen:

Am 20. November Nachmittags fünf Uhr reiste ich von Frankfurt ab; in meinem Portefeuille befanden sich die verschiedenen Schriftstücke, die ich dem Könige überbringen sollte. *)

Ich schlug den Weg über Würzburg und Baireuth ein, da alle Welt mir rieth, diesen dem zwar kürzeren, aber von Truppenzügen überfüllten über Fulda vorzuziehen; allein der Umweg, den ich auf diese Weise zu machen genöthigt war, und der schlechte Zustand der Straßen waren Schuld, daß ich trotz der größten Anstrengung erst am 24. gegen Mittag in Leipzig anlangte. Bis dahin hatte die Berufung auf einen Paß des Fürsten Schwarzenberg, ohne daß ich ihn je vorzuzeigen brauchte, genügt, um mich überall ohne das geringste Hinderniß passiren zu lassen, aber bei meiner Ankunft in Leipzig mußte ich ihn auf's Paßbureau schicken. Die Signatur des Fürsten Kepnin, die Erlaubniß des Obersten Brendel, mir Postpferde zu stellen und die Schwierigkeit mir deren zu verschaffen, hielten mich bis Abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr zurück. Ich benutzte diesen Aufenthalt, um den General Thielmann zu besuchen und Langenau's Brief an ihn abzugeben; hierdurch von dem Zwecke meiner Reise unterrichtet, sprach er mit mir darüber, theilte mir die Sendung des Generals von Wakhdorf nach Frankfurt mit und beschwor mich, diese Sache nicht im Geheimen zu betreiben, sondern dem Fürsten Kepnin persönlich meine Aufwartung zu machen, worauf ich ihm antwortete, wie sich aus dem Umständen, daß ich meinen Paß von dem Fürsten hätte visiren lassen, ergebe, sei meine Reise keineswegs ein Geheimniß, zum Ueberflusse wolle ich aber auch noch demselben meine Aufwartung machen. So that ich denn auch und fragte, indem ich mich anmelden ließ, an, ob der Fürst etwa Aufträge für mich nach Berlin habe; er nahm mich jedoch nicht an, sondern ließ mir sagen, er habe für den Augenblick nichts.

Nachdem mir der Postmeister gegen acht Uhr drei Pferde geschickt hatte, reiste ich von Leipzig ab; meine Sauvegarde hatte ich neben mich in den Wagen genommen, der Bediente saß neben dem Postillon auf dem Boock, die Wagenlaternen waren angezündet. Kaum hatte ich das hallische Thor hinter mir, so hörte und sah ich Kosaken neben meinem Wagen vorüberreiten, die denselben überholten, da ich aber deren unterwegs schon so viele angetroffen

*) Dieselben bestanden 1) aus einem Berichte des Grafen Senfft an den König vom 20. November, 2) einer Depesche der sächsischen Gesandtschaft in Stuttgart vom 28. October über die Haltung des württembergischen Hofes seit dem Ende des Waffenstillstandes, 3) einer zweiten desgleichen vom 9. November nebst Briefen, 4) zwei chiffrirten Depeschen der sächsischen Gesandtschaft in Paris, 5) aus Briefen Binders an den Grafen Zichy, Senffts und des Grafen Einsiedel in München an den sächsischen Minister von Einsiedel.

hatte und außerdem mich in voller Sicherheit zu befinden glaubte, so gab ich darauf weiter nicht Acht, später aber behauptete der Postillon bemerkt zu haben, daß uns ein Kosak immer in einer gewissen Entfernung gefolgt sei. Etwa vierhundert Schritte vom Thore überholte uns eine Kalesche, in der sich, wie ich später erfuhr, ein preussischer Courier befand. Da der Weg überaus schlecht, so befahl ich dem Postillon immer unmittelbar dieser Kalesche zu folgen; er that dies auch eine Stunde lang, weil sie aber, leichter als mein Wagen, zu schnell fuhr, so gab er es wieder auf. Zehn Minuten etwa, nachdem sie uns aus dem Gesichte gekommen war, wurde mein Wagen, etwa eine Meile von Leipzig, plötzlich von ungefähr fünf und zwanzig Kosaken umringt, die sich auf beiden Seiten der Straße aufgestellt hatten; sie warfen auf der Stelle den Bedienten und den Postillon vom Bock, ein Kosak setzte sich statt ihrer auf und fuhr, von der Straße abbiegend, in Carrière querfeldein; seine Kameraden stachen mit ihren Lanzen die Pferde, zerbrachen sofort die Laternen und versuchten den Wagen umzuwerfen, was ihnen jedoch nicht gelang. Während dieser rapiden Fahrt und schon im ersten Augenblick des Angriffs, war ein Kosak in den Wagen hereingeklettert und gebot uns zu schweigen, obgleich mein Begleiter ihm auf russisch zuschrie, wir hätten östreichische und russische Pässe. In der Hoffnung, mich dadurch zu befreien, bot ich ihm meine Börse; er nahm sie an, aber ohne daß ich dadurch das Uebrige retten konnte. Etwa hundert und funfzig Schritt von der Straße hielt endlich der Wagen bei einem kleinen Gehölz; der Bediente und der Postillon, welche von zwei Kosaken neben ihren Pferden hergeschleppt und ab und zu durch Schläge zum schneller laufen angetrieben wurden, kamen ungefähr gleichzeitig mit uns dort an. Man öffnete den Wagenschlag und ließ mich ziemlich höflich aussteigen, jeder von uns wurde, einer vom andern entfernt, von einem Kosaken am Mantel festgehalten. Da ich nicht russisch kann, sagte ich ihnen auf deutsch, sie könnten mir alles nehmen, nur möchten sie mich nicht mißhandeln. Der neben mir befindliche Kosak verstand mich, denn er machte mir ein Zeichen, daß man mir nichts zu Leide thun würde, wiederholte aber dabei mehrmals „St. St.“ Sobald der Guide, der Anfangs den Kopf ganz verloren hatte, sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, schrie er ihnen auf russisch zu, ich sei ein Courier mit Bisum des Fürsten Nepnin, wenn sie uns plünderten, würden sie alle gehangen werden; man hieß ihn aber schweigen und da er fortfuhr gegen diese Verletzung des Völkerrechts zu protestiren, so erhielt er mehrere Schläge, die ihn endlich nöthigten still zu sein. Drei von den Kosaken, in denen er Offiziere erkannt haben will, warfen sich unterdessen auf den Wagen, zerbrachen die Kasten, durchwühlten alles und rissen den Inhalt heraus, sodann visirten sie mich und meine Leute desgleichen vom Kopf zum Fuß, zogen mir die Stiefeln aus, um zu sehen, ob ich nichts

darin versteckt hätte, nahmen mir auch die zweite Börse, die ich bei mir trug, ließen mir aber mein Taschentuch, meine Dose und alle Kleider, die ich auf dem Leibe trug, gaben mir auch die Stiefeln und die Sammetmütze, die sie mir ebenfalls abgenommen hatten, zurück und behandelten mich im Allgemeinen mit vieler Rücksicht. Ueunlich verfahren sie mit meinen Leuten, denen es jedoch gelang, ihre Uhren, indem sie dieselben zu Boden fallen ließen, zu retten. Dem Guiden nahmen sie nur den Säbel. Als einer von den Kosaken Lust zeigte, meinem Diener seinen Mantel zu nehmen, sagte ihm der Destreicher, außer sich über Alles, was uns widerfuhr, auf russisch: „Laß den Mantel, er ist zerrissen, nimm lieber meinen, der ist noch gut, da kannst Du Dich mit einem einem Waffenkameraden gestohlenen Mantel schmücken!“ Aber die Kosaken mochten ihn nicht und ließen auch den des Dieners fahren. Mittlerweile (erst jetzt!) erinnerte ich mich meines Portefeuilles, das der Guide auf dem Schooße gehabt hatte; es war das Erste gewesen, wonach sie gegriffen hatten. Ich bat die Kosaken, mir wenigstens diese Papiere zurückzugeben, die ja für sie keinen Werth hätten, ebenso bat der Destreicher, aber man rief uns immer nur „St. St.“ zu und als ich auf der Herausgabe der Papiere bestand, gab einer von den Kosaken durch Händeklatschen ein Zeichen, worauf sie die gestohlenen Sachen ergriffen und in vollem Galopp nach Leipzig zu davon ritten. „Wohl bekomm's euch, ihr infamen Spizbuben!“ rief ihnen mein Begleiter nach, aber sie thaten, als ob sie es nicht hörten. Im Allgemeinen hatten sie kein Wort gesprochen und uns nur durch ihr unheimliches „St. St.“ geantwortet.

Nach ihrer Entfernung befand ich mich mit meinen Leidensgefährten in dichter Dunkelheit allein neben unserem Wagen; wir recognoscirten so gut es ging das Schlachtfeld und fanden zu unserem großen Erstaunen den Koffer zwar durchsucht, aber noch gefüllt; meine Wäsche und Kleider, mein Degen, jedoch ohne das Ported'épée, die Stiefeln und was sonst noch zu einem vollständigen Anzuge gehört, alles war noch darin. Wir suchten nun die Straße wiederzufinden und nach langem Herumirren in den Feldern kamen wir endlich nach Breitenfeld, wo wir mit Hilfe eines Boten die Landstraße wieder erreichten, auf der ich Nachts zwei Uhr in das Hôtel de Bavière zurückkam.

Die höfliche Art, mit der man uns behandelt hatte, die Gegenwart von drei Officieren, die Nutzlosigkeit meiner Sauvegarde, die außerordentliche Sorgfalt, mit der man meine Papiere zu entdecken gesucht, die Großmuth, mit der man mir viele Gegenstände, die sonst in den Augen von Kosaken Werth genug haben, gelassen hatte, bewiesen mir unzweifelhaft, daß ich auf Befehl des Fürsten Repnin durchsucht worden sei, der, wie ich später erfuhr, von meiner Sendung Wind bekommen hatte. Die ganze Art und Weise, wie man sich in der Folge gegen mich benahm, haben bewiesen, daß meine

Vermuthungen nicht ungegründet waren. Da ich also meine sämtlichen Papiere in den Händen der Russen mußte, so beschloß ich sofort das Vertrauen des Fürsten Repnin durch eine offene, jedoch mit Vorsicht gemachte Mittheilung zu gewinnen und auf diese Weise unserem durch die Wegnahme der Papiere vollständig enthüllten Schritte den Schein des Geheimnisses zu nehmen.

Früh 6 Uhr des 25. Novembers, also vier Stunden nach meiner Rückkehr nach Leipzig, ließ sich der Staatsrath von Merian bei mir melden; „er komme“, sagte er, „von Seiten des Fürsten Repnin, der den mir zugestoßenen Unfall erfahren habe, er sei in Verzweiflung darüber und wünsche zu wissen, womit er mir nützlich sein und auf welche Weise er die Urheber des Attentats entdecken könne. Zu letzterem Zwecke ließ sich von Merian mein Abenteuer ausführlich von mir erzählen; er erbat sich ein Verzeichniß der mir abhanden gekommenen Gegenstände und ich antwortete, ich würde daselbe dem Fürsten persönlich überbringen. Ich begab mich also einige Stunden später zum Generalgouverneur und überreichte ihm das Verzeichniß; er wiederholte mir, daß er über diesen unglücklichen Vorfall außer sich sei, daß er sich alle erdenkliche Mühe geben werde, um die Thäter zu entdecken und mir meine Effecten zu restituiren; „was die Werthgegenstände betreffe“, setzte er hiezu, „so hoffe er Mittel zu finden, sie wiederzuerlangen, schwieriger aber sei dies in Betreff des Geldes und der Papiere“.

„Ich habe mich schon gestern an Ew. Excellenz Thüre eingefunden“, erwiderte ich darauf, „um mit Ihnen über die Angelegenheiten, die mich nach Berlin führen, zu sprechen, aber Ew. Excellenz haben mich nicht angenommen; da ich mich aber wieder in Leipzig befinde, so benutze ich diesen Umstand, um mit Ihnen darüber zu sprechen mit der Offenheit, welche Ihnen allgemein bekannten guten Absichten für Sachsen gebührt.“ — Hierauf theilte ihm Uechtritz mit, wie Senfft sich nach Frankfurt begeben und ihn nach Berlin gesandt habe, um dort über die Mittel zu berathen, durch welche die Rückkehr des Königs von den Soverainen zu erlangen sein möchte.

„Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen“, antwortete Repnin, „aber ich benachrichtige Sie, daß Sie nicht gut thun, Schritte zu unternehmen, zu denen Sie nicht berufen sind und die den Schein der Zweideutigkeit haben. Erwarten Sie Alles von der Großmuth des Kaisers Alexander und verderben Sie Ihre Sache nicht selbst. Sie laufen Gefahr, die allirten Soveräne zu brouilliren. Ich weiß recht wohl, daß seit zwanzig Tagen Intriguen im Gange sind, welche die Zurückführung des Königs von Sachsen bezwecken, und zwar werden diese hinter Rußlands und Preußens Rücken gespielt. Glauben Sie denn, daß der Kaiser mich für nichts hieher gesetzt hat, oder daß ich ungeschickt genug bin, um nicht die Absichten des (Rittmeisters)

Grafen Schulenburg und die Schritte, zu denen er die sächsischen Offiziere hat fortreißen wollen, zu kennen? Auch die Abreise des Generals Waddorf, welche ohne unsere Genehmigung abzuwarten erfolgt ist, hat Mißfallen erregt; auf diese Weise wird man nichts gewinnen, aber ich sehe, daß das alles unter sich und mit den Schritten des Grafen Senfft übereinstimmt."

„Sie thun dem Grafen Unrecht; er ist nicht verantwortlich für die Unbesonnenheiten, die ein junger Mann wie Schulenburg begangen hat.“ Da ich fortfuhr, mit Wärme die Vertheidigung des Grafen Senfft zu führen, ergriff der Fürst meine Hand, drückte sie und sagte: „Ich sehe, Sie sind ein Ehrenmann; was Senfft betrifft, so weiß ich ebenfalls, daß er ein braver Mann ist, aber ich gestehe Ihnen, der Antheil, den er an den polnischen An gelegenheiten genommen hat, läßt ihn uns unter einem weniger günstigen Gesichtspunkte sehen; wie können wir einen sächsischen Edelmann lieben, der sich zum Bürger des Großherzogthums Warschau gemacht hat“, und da ich aufs Neue Senffts Vertheidigung ergriff, fuhr er fort: „Uebrigens beruhigen Sie sich, ich glaube Ihnen versichern zu können, daß Sachsen unangetastet bleiben wird; was das Herzogthum Warschau betrifft, so hoffe ich, Sie werden keinen großen Werth darauf legen. Unterdeß werde ich bestrebt sein, Ihrem Vaterlande so viel wie möglich Gutes zu thun, und ich schmeichle mir, daß der König mit mir zufrieden sein wird, wenn ich einst autorisirt sein werde, ihm sein Königreich wieder zu überantworten. Bleiben Sie einige Tage hier, bis die Nachforschungen über Ihren Unfall beendigt sind und speisen Sie heute bei mir.“

Ich dankte für seine Güte und bat ihn um möglichst baldige Ausfertigung eines Passes nach Berlin, sowie um die Besorgung eines Briefes an den Grafen Senfft. Letzteres versprach er durch einen Courier zu thun, den er noch den nämlichen Morgen abfertigen würde, und der ohne Zweifel bloß die mir abgenommenen Papiere ins Hauptquartier bringen sollte.

Ich fand mich zum Diner beim Fürsten ein. Bevor wir zur Tafel gingen, erhielt er Depeschen; er nahm mich darauf bei Seite, um mir zu sagen, zu seinem sehr großen Vergnügen erhalte er soeben von Seiten des Kaisers die Versicherung, daß Sachsen nicht ein Dorf verkeren solle, doch möge ich von dieser guten Nachricht vorläufig noch keinen Gebrauch machen.

Als ich mich am folgenden Morgen ihm wiederum vorstellte, machte ich ihm bemerklich, daß ich, von dem Wunsche befeelt den König von dem, was mir widersahren, sowie von dem Zweck meiner Reise zu unterrichten, ihn um die Erlaubniß bäte, eine Stafette mit einem Briefe an denselben nach Berlin zu schicken. Seine Antwort war: „Ich sei Herr meiner Handlungen, aber ohne besondere Instruction könne er mich nicht zur Absendung eines derartigen Briefes ermächtigen.“ So mußte ich also auf mein Vorhaben ver-

zichten. Der Fürst schien mir weniger günstig gestimmt als Tags zuvor und besonders gegen den General Langenau aufgebracht. „Wenn der Kaiser über Ihre Schritte unwillig ist“, sagte er, „und sich darüber beschwert, so werden Sie Alle geopfert, gerade so, wie es dem Herrn v. Schulenburg schon ergangen ist, den man auf unsere Forderung in Arrest gesetzt hat.“ —

Am 27. November wiederholte mir Nepnin den Rath, mich ganz ruhig zu verhalten und die Rückkehr seines Couriers abzuwarten.

Nachdem ich am folgenden Tage abermals bei dem Fürsten dinirt hatte, nahm er mich wieder bei Seite und sagte mir vertraulich, er sei von den geheimen Maßnahmen des sächsischen Hofes und von den Befehlen, die derselbe insgeheim an verschiedene Personen in Sachsen erlasse, aufs peinlichste berührt. „Ich habe“, äußerte er, „eine Correspondenz des Grafen Einsiedel in Händen; um den Kaiser nicht noch mehr aufzubringen beabsichtige ich keinen Gebrauch davon zu machen, aber um Gotteswillen, sorgen Sie, wenn Sie nach Berlin kommen, dafür, daß diese geheimen Schliche aufhören, die Ihrer Sache nur schaden können. Wünscht der König etwas in Sachsen, z. B. in Betreff seiner Domainen, so mag sich sein Minister offen an mich wenden, und will er nicht an den Generalgouverneur von Sachsen schreiben, so schreibe er an den Herrn von Nepnin, der immer erfreut sein wird, wenn er eine Gelegenheit findet, dem Könige etwas Angenehmes zu erweisen; nur aber unterlasse man diese Heimlichkeiten, von denen ich in derselben Minute unterrichtet werde, welche nur die betreffenden Personen unglücklich machen können und von denen ich schließlich genöthigt sein werde, meinem Hofe Bericht zu erstatten. In Folge der Anordnungen, die Ihr Minister heimlich hat treffen lassen, habe ich heute Befehle in Bezug auf die Domainen unterzeichnet und werde genöthigt sein, sehr strenge Maßnahmen zu ergreifen, um eine Gährung zu verhindern, die aus diesen Schritten entstehen könnte. Uebrigens mag sich der König nur offen an den Kaiser, meinen Herrn, wenden, der in diesem Augenblicke über das Schicksal des Königreichs entscheidet, und sicherlich wird er sich dabei besser befinden, als wenn er sich Oestreich in die Arme wirft, dessen ebenfalls geheime Machinationen bei uns nothwendig einen üblen Eindruck hervorrufen müssen.“ —

Von diesem Tage an bis zum 5. December wurde Nepnin sichtbar kälter gegen mich; er theilte mir mit, daß der Kaiser sich geweigert habe den General Waidorf zu sehen, er declamirte in heftigen Ausdrücken gegen Langenau, gegen den er eine besondere Abneigung zu haben scheint, sprach mit ebenso wenig Schonung von Senfft und sagte mir unummunden, daß er mich, ohne formell dazu autorisirt zu sein, nicht abreisen lassen werde. Von dem Berlufte meiner Effecten war nicht mehr die Rede und die versprochenen Nachforschungen danach fanden niemals statt. Obgleich Nepnin die Antwort auf

seinen Bericht über meinen Unfall schon am 30. November erhalten hatte, wick er dennoch meiner Forderung, mir meine Pässe zu geben, immer aus, so daß ich genöthigt war, vierzehn Tage lang in Leipzig, inmitten der pestilenzialischen Fieber, welche diese Stadt entvölkern, die traurigste Existenz zu führen, ohne die Möglichkeit, dem Könige oder dem Grafen Senfft eine Nachricht von mir zukommen zu lassen. Es war klar, daß Repnin Befehl hatte, mich so lange wie möglich in Leipzig zurückzuhalten. Aufgebracht über diese Behandlung, erklärte ich endlich am 4. December dem Staatsrath von Merian mein Erstaunen, mich trotz eines Passes des Fürsten Schwarzenberg, den Repnin selbst signirt habe, hier gefangen zu sehen, und daß ich nicht begriffe, wie das mir zugestohene Unglück, in die Hände von Marodeurs zu fallen, an der schon erteilten Autorisation zu meiner Reise nach Berlin etwas ändern könne. Nun schlug Repnin wieder einen anderen Ton an; er behandelte mich sehr freundlich und versicherte mir, meine Angelegenheit hätte durch mein langes Warten nur gewinnen können und ich würde mit ihm zufrieden sein; zugleich lud er mich zu einem großen Diner, das er zu Ehren der Großfürstin Katharina gab.

Dessenungeachtet wurde mein Paß nicht expedirt, obgleich es nach Repnins Versprechen von einem Tag zum andern geschehen sollte. Endlich, am 7. December, hatte ich eine entscheidende Unterredung mit ihm. „Ich habe noch keine Befehle in Bezug auf Sie,“ sagte Repnin, „und ich werde sie bis zur letzten Minute vor meiner Abreise nach Dresden erwarten, d. h. bis morgen Abend; bekomme ich keine entgegengesetzte Weisung, so werde ich Ihnen morgen einen Paß für Berlin ausfertigen, weil Sie es wünschen, aber unter der einzigen Bedingung, daß Sie mir versprechen nach Dresden zurückzukommen, denn ich will keine geheimen Missionen nach dem Hauptquartier mehr autorisiren.“ Ich versprach es. „Ihre Reise nach Berlin kann übrigens dem Könige und dem Stande der Dinge in Sachsen nützlich werden“ fuhr Repnin fort, „weil Sie den König über die wahre Lage der Angelegenheiten aufklären und diese geheimen Verhandlungen verhindern können, die nur geeignet sind, die Sache Sr. Majestät zu verschlimmern und die sie in der That verschlimmert haben.“ — „Aber was soll der König thun?“ — „Soll ich Ihnen meine Meinung offen sagen? Es bleibt Ihrem König nur ein einziges Mittel, nämlich an den Kaiser Alexander zu schreiben und sich ganz und gar und ohne Rückhalt in seine Hand zu geben. Dazu braucht es nur eines Briefes aber keiner Unterhandlung noch Unterhändler, weil man deren, wie Ihnen das Beispiel des Generals Wajdorf gezeigt hat, im gegenwärtigen Stande der Dinge keine annimmt. Senfft und Wajdorf werden von uns immer mit mißtrauischen Augen angesehen werden, so lange sie sich im Hauptquartiere befinden und sich die Miene geben, als wollten sie uns durch Oestreichs Ein-

fluß die Hände binden, was ihnen nie gelingen wird und höchstens zu unangenehmen Erklärungen führen kann. Ich muß aber noch einen anderen Punkt berühren, das ist der Königstein; man will, wir sollen großmüthig gegen Sie sein, und doch gibt es noch einen Punkt in Sachsen, der auf Befehl des Königs sich in Kriegszustand gegen uns befindet; ich kenne recht wohl die Befehle, die der General von Beschau von Zeit zu Zeit auf den Königstein gelangen läßt". — „Sie wollen uns also zumuthen uns gänzlich, mit gebundenen Händen und Füßen, Ihrer Gewalt zu überliefern und freiwillig und ohne die geringste Garantie den einzigen Gegenstand, der uns noch bleibt, aufzugeben? — „Nun gut, behalten Sie den Königstein, so behalten wir das Königreich. Diese kleine Festung ist eine Bagatelle, wenn es sich um so große Interessen handelt, aber seine freiwillige Uebergabe würde einen sehr guten Eindruck auf den Kaiser Alexander machen, als ein Beweis des unbedingten Vertrauens, das der König in seine großmüthigen Gesinnungen setzt.“ — „Aber würde nicht ein solcher Schritt Oestreich und Preußen beleidigen?“ — „Haben Sie schon etwas damit gewonnen, daß Sie sich an Oestreich wendeten? Sachsens Schicksal hängt allein von Rußland ab.“ —

Dieser Ausspruch, mit welchem Repnins Verhandlungen mit dem Herrn von Uechtritz ihre Endschaft erreichten, da der arme gefangene Diplomat endlich am 8. December die verlangten Pässe erhielt, wurde freilich durch die folgenden Ereignisse Lügen gestraft. Sachsens Schicksal wurde keineswegs durch den Kaiser Alexander allein, sondern durch das Zusammentreffen einer Menge, damals noch gar nicht vorherzusehender Umstände entschieden.

Th. Fl.

So weit die deutsche Zunge klingt.

Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten. Eine statistische Untersuchung von Richard Böckh. Berlin. J. Guttentag. 1869.

„Ihr Schicksal haben die Bücher.“ Die Wissenschaft arbeitet still für sich hin, unbekümmert, ob und wann die lärmende Außenwelt ihr Beifall zollen werde. Auf Dank rechnet sie überhaupt nicht; das unanfechtbare Bewußtsein ihres eigenen Werthes hält sie aufrecht, sie getröstet sich, daß ihre Werke ihr nachfolgen. Indessen gehen die Geschicke der Völker ihre eigene stolze Bahn, auf der sie doch immerdar allerlei Licht des Geistes bedürfen; Wie hochwillkommen ist es da, wenn ihnen an schwierigen Stellen des Weges schon die hilfreiche Leuchte entgegenstrahlt, welche die Wissenschaft